

Leseprobe – aus Jozo Perno „Schneetreiben – Von einem, der auszog, die Angst zu besiegen“

Das Tor des Jugendwerkhofes Torgau öffnete sich also nun zum zweiten Mal innerhalb von zweieinhalb Monaten und schloss sich auch gleich wieder hinter mir. Die ersten vierzehn Tage verbrachte ich, wie bereits zuvor, in der Einzelarrestzelle mit einem Eimer als Toilette und Unmengen an Sport. Zum Frühstück gab es zwei Stullen mit dünn bestrichener Margarine sowie dünn bestrichener Marmelade. Nach Ablauf der Arrestzeit von vierzehn Tagen wurde ich auf eine der beiden Jungenstationen verlegt, die sich über den Arrestzellen befanden. Es gab mehrere Schlafräume mit Doppelstockbetten. Die Jugendlichen kamen aus allen Himmelsrichtungen, und hatten wenige Gemeinsamkeiten, außer dem Schicksal, zur selben Zeit im Jugendwerkhof Torgau zu sein. Unmöglich kann man nachvollziehen, was sich damals in den einzelnen Köpfen der Jungen und Mädchen abgespielt hat.

Gegen 5:30 Uhr wurden die Türen aufgerissen. Sobald der Erzieher den Schlüssel ins Schloss steckte, manchmal auch bewusst leise, mussten wir bereits alle vor unseren Betten stehen. Dann erfolgte die kurze Meldung vom „Kommandeur“: „Herr Erzieher, „soundsoviele Jugendliche Nachtruhe beendet“. Im Anschluss hatten wir ungefähr eine Minute Zeit, unsere Turnhosen und Schuhe anzuziehen, und mussten dann im Laufschrift draußen im Flur antreten. Dann ging es raus auf den Hof zum Frühsport. Einer der Jungen musste immer noch den Eimer mit den angesammelten Fäkalien der letzten Nacht mitnehmen und diese im Gully auf dem Hof leeren. Der Frühsport fand, Sommer wie Winter, im Freien statt. Bekleidet waren wir mit

kurzen Turnhosen, ein paar Turnschuhen zum Laufen, und ab und an noch rechts und links mit 2,5 kg Hanteln zusätzlich belastet. Zwanzig Minuten dauerte diese Tortur. Im Anschluss ging es zurück in die Schlafräume. Die Betten mussten genau nach Vorschrift gemacht werden, sechzehn Karos pro Bettdecke nach rechts und soundsoviel Karos nach links. Gelang es einem Jugendlichen nicht, sein Bett vorschriftsmäßig auszurichten (was oft vorkam), wurden sämtliche Betten solange von den Erziehern zerwühlt, bis derjenige sein Bett zur Zufriedenheit des Erziehers hergerichtet hatte. Dies hatte zur Folge, dass die anderen nicht nur jedes Mal ihr Bett erneut herrichten mussten, nein, zur Strafe mussten sie mehrere Liegestütze und Kniebeugen machen oder im Entenmarsch die große Wendeltreppe hoch und runter laufen. Wie schon zuvor erwähnt, entlud sich die Wut der Jugendlichen am Abend in den Schlafräumen, und „Versager“ wurden verprügelt. Der Ablauf der Mahlzeiten war festgelegt. Es gab Tischdienste, diese mussten das Essen und die Teller, Tassen etc. eindecken, solange standen wir hinter unseren Stühlen. Im Anschluss hieß es „Setzen und Anfangen“. Lag der Ellbogen während der Mahlzeit aus Versehen auf dem Tisch, war das Essen für diesen Jugendlichen sofort beendet. Er musste hinter seinem Stuhl stehend den anderen beim Essen zusehen. Vom verdreckten alten Speisesaal schlurften wir dann nach dem Mahl wieder raus auf den langen Flur und stellten uns alle in einer Reihe auf, der „Kommandeur“ vorneweg.

An den Wochentagen gingen wir einer sechsstündigen Tätigkeit nach, die darin bestand, Teile für die Landwirtschaft zu produzieren sowie für Lampen, die dann später auf Schiffen/Booten installiert wurden. Wir erhielten einen Lohn von zehn Pfennig am Tag. Wer nicht seinen Soll erfüllte, wurde wiederum von den Erziehern bestraft in

Form von sportlichen Aktivitäten – meistens bis zur totalen Erschöpfung. Man konnte teilweise keinen klaren Gedanken mehr fassen, es fühlte sich an wie totgeboren. Einige setzten sich vor Erschöpfung auf den Fußboden, was ihnen letztendlich nicht half, die Erzieher kannten kein Erbarmen, sie mussten weitermachen. Ich kann mich noch genau an zwei Erzieher erinnern, einen älteren Herrn Namens „Jonas“ und einen Herrn Spiegel, die geradezu eine sadistische Freude daran hatten, uns nachts aus den Betten zu holen, damit wir in der Hocke im Entenmarsch die Flure inklusive der steilen Wendeltreppe auf- und ablaufen sollten. Dies zog sich teilweise über mehrere Stunden hin, viele Jugendliche sind daran zerbrochen und leiden noch bis zum heutigen Tag darunter.

An den Wochenenden stand immer ein Groß-Putz an. Auf der unteren Etage des Gebäudes erstreckte sich ein langer Flur von ca. dreißig Meter Länge. Dieser Flur bestand aus weißen Kacheln. Durch die wöchentliche Benutzung sowie durch das Tragen von Armeestiefeln, die jeder einzelne von uns trug, war dieser Flur mit schwarzen Schlieren überzogen.

Wir bekamen dafür eine Zahnbürste in die Hand gedrückt, und schon ging es los mit Wasser und Seife. Meistens wurden für diese Arbeit zwei Personen abberufen, manchmal musste man diese Arbeit aber auch allein durchführen.

Es kam oft vor, dass Jugendliche Bettnässer waren. Um diese Armen war es ganz schlecht bestellt. Sie wurden von den Erziehern aufs Übelste beschimpft und bekamen zum Schlafen ein Gummituch unter das Bettlaken. Dadurch waren sie sich ihrer Unfreiheit noch mehr bewusst, und ihr Leiden verschlimmerte sich zusehends.

Die Mädels und Jungs, ich kann sie alle noch vor meinem geistigen Auge sehen, keiner von ihnen jünger als vierzehn und keiner älter als siebzehn Jahre, eingebuchtet wie Kriminelle. In einem einzigen Augenblick und mit fast prophetischer Schau enthüllte sich für uns alle die Wahrheit – wir sind in der „Tiefe“ angekommen. Man hatte uns gleich zu Beginn die Kleidung genommen, als wir diesen Ort betraten, und selbst unsere Haare wurden abgeschnitten. Wir durften nicht reden, und selbst die Namen hat man uns genommen. Wir Jugendlichen waren leer und beschränkt auf Leid und Notdurft, unserer Würde verlustig sowie unseres Urteilsvermögens beraubt. Viele hatten das Gefühl, als hätten sie alles verloren, und wer alles verloren hat, verliert auch leicht sich selbst.

Im Februar 1988 ließ der damalige Direktor Kretschmer alle im großen Flur im Erdgeschoss antreten. Er hielt eine kurze Ansprache, in der er sein „Bedauern“ ausdrückte darüber, dass ein Jugendlicher von uns gegangen sei, so seine Worte. An diesem Tag hatte sich der Jugendliche, Steve Berger, in seiner Einzelarrestzelle erhängt. Er knotete sich zu diesem Zweck eine Schlinge aus seiner Arbeitskombi, befestigte diese am Fenster, schob dann seine Pritsche darunter und erhängte sich. Zuvor hatte er mehrmals um seine Medikamente gebeten, die man ihm jedoch verweigerte. Nachdem der Direktor seine Ansprache beendet hatte, fragte er nach Freiwilligen, die den armen Kerl vom Fensterkreuz abschnitten, um ihn auf die Pritsche zu legen. Ich weiß noch, dass der Junge zuvor eingenässt und gekotet hatte. R.I.P. Das war bis dahin meine dritte Erfahrung mit dem Tod.

Im Monat März brach ich mir bei einem Sportmanöver, wieder mal irgend einem Lauf für Frieden und Sozialismus, mein rechtes Handgelenk, da wir über Hürden springen

mussten und ich hängengeblieben war. Daraufhin fuhr man mich mit Handfesseln in ein öffentliches Krankenhaus, wo die Hand gegipst und geschient wurde. Im Anschluss ging es dann wieder zurück. Von da an bis zu meiner Entlassung aus Torgau brauchte ich an keinen sportlichen Aktivitäten mehr teilzunehmen. Bis hinein in den Monat Mai verbrachte ich die meiste Zeit des Tages alleine eingeschlossen in einem großen Gruppenraum. Irgendwann Mitte Mai wurde der Gips abgenommen, und von einem Tag auf den anderen wurde ich von Mitarbeitern meines Ursprungs-Jugendwerkhofes Crimmitschau abgeholt.

Dort angekommen, erwarteten mich bereits meine Mutter sowie mein Onkel. Alle meine Sachen waren bereits gepackt, und ich verließ noch am selben Tag Sachsen auf Nimmerwiedersehen. Ich war gerade vor kurzem erst siebzehn Jahre alt geworden und hätte theoretisch noch ein ganzes Jahr dort verbringen müssen. Zurückblickend denke ich, man wollte vermeiden, dass ich den anderen Jugendlichen berichte, was ich in den letzten fünf Monaten erfahren und gesehen hatte, darum entließen sie mich auf der Stelle und diesmal nach Hause. Mir erschien dies auf den ersten Blick unglaublich – nicht nur in dem Sinne, dass es „zu schön, um wahr zu sein“ sondern dass es buchstäblich für mich unfassbar war.

Ich ging nun weiter meiner Wege, sang mein Lied wie ein trauriger Clown im Zirkus meiner eigenen Welt.
(Bob Dylan)